Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1932

236 (8.10.1932) Roman-Blatt. Beilage zum Durlacher Tageblatt

Visual Library

In den Schatzkammern des Films

Von Rolf Brandt

Für jeden Theaterfreund hat es einen besonderen Reiz, einen Blick hinter die Kulissen zu tun. Aber noch viel interessanter ist ein Gang durch die dem Uneingeweihten verschlossenen Räume, die die Requisiten und Garderoben bergen, mit denen die Welt des Scheins aufgebaut und ausstaffiert wird. Freilich ist die Theaterbühne viel mehr auf dem Schein der Wirklichkeit aufgebaut als der Film. Dort kann man sich mit Attrappen behelfen, wie man ja auch meist nur von „Dekorationen“ spricht. Der Film erfordert dagegen mehr reale Wirklichkeit. Die Türen, wenn sie schon einmal erbrochen oder eingeschlagen werden, müssen von solidem Holz sein, damit auch recht Splitter fliegen und der Tonmeister den richtigen soliden Krach aufnehmen kann. Ein markierter Kamin macht nicht wirkliche Schlagschatten, und ein prasselndes flackerndes Feuer läßt sich auch nicht darin anzünden. Geschirr, Vasen, Gläser aus Papiermaché lassen sich im Eifer des Gefechts nicht in Stücke schlagen, und die bewegliche Handlung, die nicht an das einseitige Bühnenbild gebunden ist, verlangt, daß die Dinge auch eine solide Rückseite haben. Kein Wunder, wenn also die Requisiten des Films meist reichhaltiger und solider sind als die des Theaters.

Tritt man nun in die geheimnisvoll dämmerigen Schatzkammern der Neubabelsberger Filmstadt der Ufa, so glaubt man zunächst in einem großen Antiquitätenlager zu sein. Da stehen Schränke aller Kunstepochen und Qualitäten. Gediegene Barockmöbel, buntes Rokoko, Empire, Biedermeier, kleinbürgerlicher Hausgreuel mit Säulchen und Muschelverzierung, Kolonialstil- und Hoteleinrichtungen, von der eleganten Bar bis zur Kochnische und dem Nachttisch. Truhen, Kisten, Bettgestelle aller Größen und Stile vom Baldachin der Betten der Pompadour bis zum spartanischen Kasernenbett des Soldaten. Und so geht das weiter mit Stuhl und Tisch, mit Teppich und Gardinen, mit Bild und Blumentopf, Dürer und Tracht neben Kristall und Glas. Selbst für alle Arten von Öfen und Kaminen ist Vorsorge getroffen, neben umfangreichen Kachel- und Bauernöfen steht das klapprige Kanonenöfchen aus einer Dachstube oder Kellerspelunke. Dabei ist meist alles gebrauchsfertig, um ein solches Feuerchen darin anzuzünden, an dem man Liebesbriefe oder Spionagefotos oder verräterische Kleidungsstücke richtiggehend verbrennen kann.

Dann kommen wieder ganz eigentümliche Dinge wie Litfaßsäulen, beklebt mit englischen, französischen oder deutschen Anschlägen. Wäre ja auch gar nicht auszudenken, wenn da eine Berliner Litfaßsäule an einer Neapeler Straßenecke stünde. Auch Laternenpfähle, Straßenverkehrssignale, Wegweiser sind in allen möglichen Typen vorhanden. Da hat es die Bühne viel leichter, da kann die gleiche Laterne in Bohème, Carmen, Mignon und noch in ein paar anderen Opern leuchten. Wer paßt da schon beim hohen C auf eine blöde Laterne auf. Aber wenn etwa in einem Grinzinger Heurigengarten bei einer Biedermeierszene im Film auch nur eine Laterne nicht stimmt und nicht zeitgemäß gebildet dasteht, dann gibt es Krach. Das schmeißt die ganze Szene um. —

Auch Kassenschalter für Banken, Theater, Bahnhöfe und Postämter sind aufgebaut und gleich daneben moderne Büroeinrichtungen für das Zimmer des Herrn Ministers oder Direktors, für den Buchhalter, für das Schreibfräulein, nicht zu vergessen aber auch für Polizei und Militär, und in geheimnisvoller Mischung beider Elemente für den Herrn Spionagechef eines fabelhaften Generalstabes oder für das geheime Verschwörerkabinett einer Regierungsfeindlichen Terroristengruppe. Natürlich gehören dazu alle Arten von Tresors, Geldschränken mit Geheimfächern, und nicht zuletzt eine ganze Batterie der verschiedenartigsten Telephone und Mikrophone. Ich glaube, unseren Herrn Reichspostminister würde der blasse Neid packen, wenn er dieses Arsenal sähe. Alle Modelle sind vertreten, elegante weiße und goldfarbene Apparate für das Boudoir der schönen Frau, schwarze mit 1–15 Schaltknöpfen für das Chefbüro und dann ganz unheimliche Ungetüme mit Klappen, Schalthebeln, Hebeln, und Gott weiß was für Leitungen für den alles überwachenden Herrscher der ganz geheimen Staatspolizei.

„Wissen Sie, was nicht alles passieren kann, wenn man nicht ganz genau aufpaßt“, plaudert mein liebenswürdiger Führer. „Wird da neulich der große Spionagefilm gedreht. Erst eine Szene im deutschen Generalstab, dann eine im russischen Großen Hauptquartier. Großaufnahme: Der Oberkommandierende höchstselbst an seinem Tischapparat. Und wie der Herrgott den Schaden besieht, donnert der russische Großfürst seine Befehle in ein Telephon, auf dem ein großer deutscher Reichsadler mit der Kaiserkrone, Modell 1914, prangt.“

„Hatte doch mein junger Mann gedacht: Telephon ist Telephon, und das deutsche Generalstabstelephon mit dem Reichsadler dem Russen auf den Tisch gebaut. Natürlich mußte die ganze Szene noch einmal gekurbelt werden!“

Ja, es muß alles seine Richtigkeit haben bis aufs Glas, das Porzellan und die Bestecke. Die guten Service übrigens sind, wie das jede gute Hausfrau tut, unter sicherem Verschluß und werden nur für besondere Gelegenheiten herausgegeben. Die bei Balgereien, Küchenszenenaufnahmen und für den Hausbrand zerbrechlicher Ehekräche benutzten Gläser und Teller müssen wegen Bruchs des öfteren aufgefüllt werden. Übrigens hat man für besonders turbulente Szenen schon eine Sammlung „Antiquas“ in Vorrat, damit, wenn schon einmal nach dem Drehbuch alles kurz und klein geschlagen werden muß, nicht zu viel gutes Material in Trümmer geht.

Auch eine Art Schreckenskammer gibt es. Da ragen hinten aus einer finsteren Ecke die gespenstischen Schatten einer Guillotine und eines Richtblocks, während eine Wand mit Streckleitern und Handschellen behängt ist.

Viel friedlicher muten da schon die Schränke und Regale mit den Garderobestücken an. Da gibt es Tausende von Frackanzügen und Abendtoiletten, die in einer besonderen Schneiderwerkstatt immer wieder auf neu zurechtgemacht werden. Aber auch Ritterrüstungen, Gewänder und Uniformen aller Zeiten und Völker ruhen hier wie in einem großen Maskenverleihhaus, umweht von einem zarten Duft von Kampher und Mottenpulver — alles aber gleich in Dutzenden — für Massenszenen.

Daran schließt sich dann das Arsenal, ein Zeughaus, ausreichend für einen Feldzug. Da hängen noch vom York-Film die Waffen und Monturen des Freiheitskrieges, daneben der goldene Säbel des Zaren Alexander-Fritsch. Helme, Pickelhauben, Tschakos, Turbane, Stahlhelme aller Heere, bis zu geschmückten Federn, sind wie die Sorgfalt eines ehemaligen preußischen Kammerunteroffiziers aufgereiht. Dazu Gürtel, Zaumzeug und Pferdegeschirre. Die Waffenkammer ist so reichhaltig, daß noch heute das Gerücht umgeht, ein besonders neugieriger schnüffelnder französischer Offizier der, Gott sei Dank, schon längst entschlummerten Entwaffnungskommission, habe seine Nase einmal in dieses Arsenal gesteckt, da er unter all diesen bestaubten Waffen verstecktes Heeresgut aus dem Weltkrieg witterte. Er soll aber außer einem Frauenfänger, den er für ein neues Maschinengewehrmodell ansah, nichts Gefährliches gefunden haben.

Ein Rundgang durch die Schatzkammer der Ufa weckt so manche Erinnerung an vergangene Filmerfolge. Aber sind auch die Filme längst abgespielt, die Requisiten, die ihnen ein so wirklichkeitsechtes Gepräge verliehen, sie ruhen hier nur für kurze Zeit aus, um in einem neuen Film unter den Strahlen der Jupiterlampen zu neuem Leben aufzuerstehen.

Das Telephon klingelt: „Sagen Sie, haben Sie da nicht irgendwo irgend so etwas wie einen alten Panzerturm, wissen Sie, von der „Emden“ oder so?“

„Moment, mal nachsehen!“ — Wenige Minuten später werden fünf komplette Cowboy- und zehn Indianerausrüstungen verlangt — sofort nach Halle 2, und für morgen eine komplette Kutsche, wenn möglich gleich mit zeitgemäßem Zubehör. Und unerschöpflich, unaufhaltsam wandern die Dinge wie die Menschen von Aufnahme zu Aufnahme. Nur daß meist den Menschen nicht die beschauliche Ruhe in den dämmerigen Räumen der „Schatzkammern“ zum Ausruhen bleibt.

Buntes Allerlei

Tanganilla, der neueste Modetanz

„Es tanganilla“ sind spanische Worte und bedeuten etwa „auf schwebende Art“. Die naheliegende Vermutung, daß der neueste Tanz, der diesen Namen trägt, mit dem Tango in irgend welchem Zusammenhang steht, ist nicht richtig. Der Tanganilla, der bereits in Wien vorgeführt wurde, ist ein langsamer Walzer im Dreivierteltakt, der aber auch wiederum mit dem berühmten Wiener Walzer nichts zu tun hat und vor allem keine Ableitung von ihm darstellt. Die Erfinder des neuen Tanzes hoffen, daß gerade seine langsam schwebende und dezente Art ihn zum Modetanz des Winters machen wird.

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Weisse Nächte

8

Roman von Georg Urbat

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf (Nachdruck verboten.)

Mit einem Ruck hatte Nina ihre Hand befreit. Ihr Herz schlug hart und schnell. Aber kühl und überlegend blitzte es aus ihren Augen.

„Wie meinst du das, Uli?“ fragte sie dann.

„So wie ich es gesagt habe, Nina. Wir wollen beide vernünftig werden — für ein ganzes Leben lang — als Mann und Frau.“

Fiebernd jagten die Gedanken Ninas durch den Kopf. Erwartet hatte sie das wohl — nein, eigentlich doch nicht. Denn dem Uli konnte man nie trauen. Man wußte nie, wie er es meinte. Aber ihr Herz klopfte und sprach: „Sage ja! Denn du hast ihn ja doch lieb! Eben deshalb, weil er so ein lustiger, durchtriebener Schelm ist. Sage ja!“

Aber die Ueberlegung rief: „Was soll das alles? Mit einer Laute in der Hand baut man kein Leben auf. Und sein Examen hatte er auch immer nicht gemacht? Wenn sie für ihn nur die gute Partie war und die Oehquist-Werke das warme Nest? Und die Worte ihres Vaters kamen ihr in den Sinn, die er noch den ersten Tagen des Besuches der jungen Menschen gesagt hatte: „Nina, wenn dieser Herr Lautenschläger etwa denkt, du und die Oehquist-Werke — zwei Fliegen auf einen Schlag — so im Handumdrehen Herr Direktor zu werden, die Laute zu schlagen und andere für sich schaffen lassen, dann —“

Nina Oehquist fuhr mit der Hand über die heiße Stirn. Aber ihr Herz klopfte und rief: „Du hast ihn doch lieb, so lieb!“

In ihrer inneren Qual wurde sie heftig und sagte stoßweise atmend: „Uli, und wenn es heute auch ausnahmsweise dein Ernst ist, wir Mädchen wollen nicht nur von den Launen unserer Verehrer abhängen! Und dann, Uli, sieh mal, wenn ich jetzt mit dir vor meinen Vater hintreten soll, er ist nicht mehr jung. Er ist schon oft müde. Und Nyal ist auch ein Kind. Und der wird weich werden, der Mutter zu ähnlich. Aber das Werk braucht eine feste Hand, eine harte Hand. Und ich soll meinem Vater diese Hand bringen. Was soll ich also meinem Vater sagen, wenn ich mit dir vor ihn hintrete? Die Zeiten sind schwer, Uli. Da ist kein Platz für verträumte Romantik! Soll ich ihm sagen, daß du die Oehquist-Werke —“ Sie lachte überlaut und scharf. „Soll ich ihm sagen, daß du die Werke mit der Laute in der Hand leiten willst?“

Ulrich Dittmar hatte die Laute in die Hand genommen. Schweigend betrachtete er sie.

„Wie die Laute ist's“, sagte er würgend.

Sie nickte stumm.

Da hieb er mit wütenden Schlägen die Laute an der Bank entzwei, und die Reste schleuderte er weit in den See hinaus.

„Genügt das?“ fragte er sie hart und scharf ansehend.

Sie hielt den Blick aus.

„Nein“, sagte sie schließlich. „Ich sehe noch keine bleibende Besserung.“

„Nina“, sagte er drohend und trat dicht vor sie hin, „Nina, ich habe dich lieb! Ist das dein letztes Wort?“

Sie nickte und sagte fest:

„Auch ich habe dich lieb, Uli! Und eben deshalb ist es mein letztes Wort.“

„Du wirst von mir hören, Nina“, sagte er kurz.

Und damit drehte er sich um und ging zum Hause hinauf.

Stumm blickte Nina ihm nach, wie er die Treppe zur Terrasse emporstieg. Dann ging sie einen Seitenweg entlang, der zu dem Nebeneingang führte. Sie traf Hilleni mit ihrer Lehrerin. Jauchzend warf sich die Kleine an ihren Hals. Und nachdem sie ihr eine Weile den Willen gelassen hatte, sagte Nina: „So, jetzt genug, Hilleni! Und wenn du lieb sein willst, dann lauf hinüber zu deiner Mutter und bestell' ihr, Tante Nina lasse schön grüßen und sagen, sie müsse sofort nach Hause. Aber morgen würde sie wieder da sein.“

Sie küßte das Kind und grüßte freundlich die Lehrerin. Dann ging sie durch den Park zur Garage hinüber, machte ihren kleinen Selbstfahrer fertig und fuhr nach Hause, den Oehquist-Werken zu.

* * *

Am Nachmittag dieses Tages ließ sich Ulrich Dittmar wenig sehen. Er hantierte oben in seinem Zimmer, packte und schrieb. Und kurz bevor der Wagen vorfuhr, der ihn zur Station bringen sollte, kam er zu Binchen in das Musikzimmer.

„Binchen“, sagte er, „nun muß ich gleich fort. Einen Freundschaftsdienst möchte ich noch von dir erbitten. Sei so gut und übergib diesen Brief Nina!“

Damit reichte er Binchen einen dicken Brief.

Binchen wurde wieder plötzlich recht hellhörig. Sie wußte, die beiden waren am Vormittag im Park zusammengewesen; dann war Nina plötzlich davon gesaust, und nun der dicke Brief und dazu Ulis Herbstabschieds-Gesicht. Da lachte sie innerlich auf, und der Schelm kam über sie.

„Warte nur“, sagte sie sich, „du hast mich genug geneckt. Jetzt kommt die Vergeltung!“ Sie machte ihr treuherzigstes Gesicht, tippte Uli auf die Brust, so in die Gegend des Herzens und sagte: „Steht es denn so tief, Ulichen? Und die Oehquist-Werke?“

„Kümmere dich gefälligst um deine eigenen Liebschaften. Sieh nur zu, daß der schöne Doktor dir nicht durch die Lappen geht“, lachte er jungenhaft, drehte sich kurz um und ging hinaus, um sich von seinen Gastgebern zu verabschieden, denn draußen fuhr der Wagen vor.

Und der lustige Uli mußte sich sehr, sehr zusammennehmen, um seinen Gastgebern für die Gastfreundschaft so liebenswürdig zu danken, wie sie es verdient hatten.

So war nun Uli, der lustige Sänger, fort. Die Reste seiner Laute schwammen unten im See. Frau Kiki aber klagte ihrem Mann: „Es wird einsam um uns, Nyal!“

Der aber lachte, umfaßte und tröstete sie. „Du hast ja noch zwei Gäste dabehalten. Vielleicht kommt auch bald der schöne Doktor und bringt sogar Frau Teniskowa mit. Soll eine sehr interessante Frau sein!“

Da war auch Frau Kiki wieder zufrieden und lachte mit. —

Binchen saß bei ihrer Musik, und als sie sich in einer Pause umschaute, saß still hinter ihr Horst Ebner, der junge Student.

Mit einem scharfen Ruck drehte sie sich mit dem Klaviersessel herum, schlug erstaunt die Hände zusammen und rief: „Horstchen, du hier? Und so artig?“

„Ja, ich bin's“, sagte er und rückte mit seinem Stuhl näher an das Klavier.

„Willst du mit mir vierhändig spielen, Horstchen“, fragte Binchen.

Horst Ebner hob entsetzt die Hände: „Heute, im Zeitalter des Grammophons und des Rundfunks soll ich noch selbst Klavier

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

schlen? Aber du heißt ja so gut, Binchen", sagte er schmeichelnd fort. „Sag mal, Binchen, ist das nicht ein Wink des Schicksals, daß wir beide nun so ganz allein hierbleiben? Ist das nicht eine Vorbedeutung?"

Es schlug Binchen rot in das Gesicht. Nun fängt auch noch der Horst an, dachte sie beklommen.

Rasch aber sagte sie: „Nur keine Herzensgüsse, Horstchen! Ich bin überreichlich damit versorgt, und überdies ist bei mir jedes Plätzchen besetzt!"

„Ach", erwiderte Horst Ebner, durchaus nicht entmutigt, „die Sache mit dem schönen Doktor, Binchen, schlage dir nur aus dem Sinn, der kommt von seiner Denissowa doch nicht los! Aber sieh mal, wir beide, Binchen!"

Binchen wollte losfahren und heftig werden, dann aber besann sie sich eines Besseren. Lächelnd unterbrach sie ihn: „Und die Alma, Horstchen. Und die Oebquist-Werke? Du warst doch auch einmal sehr für Blond und für das technische Studium!"

Da hustete Horst Ebner, als ob ihm etwas in die Kehle gekommen wäre.

„Ja, liebes Binchen", sagte er schließlich, „die Oebquist-Werke wären ja eine nette Sache. So etwa, wenn du sie erben möchtest. Aber die Alma dazu — das ist ja eine ganz wilde Angabe. Mit der werde ja nicht einmal der Ull fertig. Du, Binchen, ich habe am Vormittag gesehen, wie die sich zankten, der Ull und die Alma. Und wie nun dessen Laute in den See flog! Na, Binchen!"

„Was du sagst", rief Binchen. „Aber davon später, Hörstlein! Also mit mir ist auch nichts. Aber —" der Schelm kam wieder über sie — „wenn es durchaus eine Bollmer sein muß, ich habe noch eine Schwester, Hörstchen. Die ist jetzt nach Celinka gekommen. Die würde zu dir passen. Aber die ist furchtbar fleißig! Und dann, da ist noch ein anderer mit auf mein Schwesterlein. Auch ein netter Junge. Du kennst ihn übrigens gut. Es ist der Ernst Söderblom. Er will zum Winter in Berlin studieren." Horst Ebner ließ den Kopf sinken. „Du wirst dich dranhalten müssen, Hörstelein", sagte sie ihn tröstend, die Wangen streichelnd.

„Wie schwer ist es nur, an ein wirklich nettes Mädel den Anschluß zu finden", sagte er traurig.

„Aber Hörstchen, du bist ja noch jung, so jung", sagte sie, dem Mut zusprechend, „wer weiß, was für eine reiche Erbin dir noch beschieden sein wird. Nun aber laß mich noch üben. Ich darf mich nicht zu viel bummeln. Und du, mach dich auch nützlich! Du sollst doch für die schöne Frau Sinderen pflücken. Also bald, Horstchen, mache dich nützlich!"

Lieb und freundlich, wie es so ihre Art war, nickt sie ihm zu und griff wieder in die Tasten.

* * *

Binchen Bollmer war zuverlässig. Noch am gleichen Abend gab sie einem Boten, der von den Oebquist-Werken nach [illegible] kam, den Brief an Alma mit. Und spät, nachdem im Bett hielt Alma Oebquist den Brief in der Hand. Ihr Gesicht glühte. Ihre Hand, die den Brief hielt, zitterte. Sie hatte auf einmal Angst, Angst den Brief zu öffnen.

— Ich bin zu schnell gewesen, warf sie sich selbst vor.

Endlich öffnete sie den Brief. Da war ein kurzes Schreiben. Da waren einige sonderbare Photographien. Da war noch ein kleines Päckchen, und als sie es mit zitternden Händen öffnete, da fiel ein schmaler, goldener Verlobungsreif heraus. „Hartnäckig ist er doch", sagte sie verdutzt.

Dann flogen ihre Augen jagend über die kurzen Zeilen. Es hieß da:

„Alma! Du willst Leistungen sehen, bleibende Leistungen. Schön! Beigefügt findest du die Photographien meines Diploms, und auch die der Zensuren. Die Professoren sagen, das Zeugnis wäre gut, sehr gut sogar. Das hast Du mir wohl nicht zugetraut! Weiter! Meine Leistungen sollen bleibend werden! Die dritte Photographie zeigt Dir ein Schreiben der Mitteldeutschen Maschinen-Bau-A.-G. Ich bin mit dem 1. September dort angestellt. Das Gehalt ist für einen jungen Ingenieur sehr gut. Es würde sogar für einen bescheidenen Haushalt mit einer zweieinhalb Zimmerwohnung reichen.

Alma, Du hast gesagt, Du liebtest mich sehr(?). Ich selbst habe Dich sehr lieb. Gerade weil Du so herb und aufrecht bist. Ich bin mitunter etwas sehr weich. Daher die Liebe zur Laute. Zwei harte Steine mahlen schlecht, zwei weiche noch viel weniger.

Also Alma! Ich will von Deinem Vater nichts. Wenn er mich später in seinen Werken aufnimmt, soll es mir recht sein. Aber erst will ich ihm die bleibende Leistung zeigen. Willst Du mir dabei helfen, Alma? Als meine Frau? Magst Du, hast Du mich noch lieb, dann steck das Ringlein dahin, wohin es bestimmt ist, und gib mir bald nach Berlin Nachricht. Wenn nicht, dann wirf es in den See, wo er am tiefsten ist. Ich mag ihn dann auch nicht wiedersehen.

Es küßt in aufrichtiger Liebe Deine Hand Ull."

Almas Augen wurden weit. Ihr Herzschlag drohte zu stocken. War das Ull, der diesen Brief geschrieben? War das der Ull, dessen Kopf nur voller Flausen, Lieder und Neckereien zu stecken schien?

War dieser Brief, würdig eines ernsten, reifen Mannes, wirklich von ihm?

Sie durchflog ihn noch einmal. Las dann jedes Wort einzeln. Immer wieder. Beschaute eindringlich die Photographien des Diploms, der Zensuren, des Anstellungsschreibens.

Dann lachte sie auf, laut und glücklich. Sie drückte den Kopf in das Kissen, umfaßte es mit beiden Armen und küßte es, als wäre es Ull.

„Schlingel, Schlingel!" rief sie immer wieder, bald lachend, bald weinend. „Mir das alles zu unterschlagen. Heimtücker! Aber warte, ich zahle es dir heim!"

Sie überlegte: Was nun anfangen? Das Haus war schon still. Alles schlief. Und ihr Vater kam erst übermorgen von seiner Geschäftsreise zurück. Und am Morgen saß Ull schon auf dem Dampfer nach Stettin.

„Warten wirst du schon müssen, Alma!" klagte sie leise. „Siehst du, weshalb bist du mit ihm so schroff gewesen."

Ihr Vater würde ja sicher einverstanden sein, wenn sie ihm das alles zeigte. Er würde zwar wieder brummen, sich über die gelehrten Herren Ingenieure lustig machen, aber was die „bleibende" Leistung anbetraf, ihr eigenes Wort, da würde sie Ull schon helfen, daß er in Ehren bestehe(?). Und wenn es nur zweieinhalb Zimmer in Magdeburg wären.

Sie mußte ihrem überströmenden Gefühl Luft machen. Sie sprang aus dem Bett, flog an den Schreibtisch. „Schreiben muß ich ihm schon", sagte sie leise. „Wenn der Brief auch erst morgen abgeht und es Tage dauern wird, ehe er ihn erhält."

Sie schrieb. Und was sie schrieb, war wieder echt Alma Oebquist.

„Du! Den mir? Und solch einen hinterhältigen Mann soll ich nun heiraten? Du! Die Sache mit den zweieinhalb Zimmern in Magdeburg werde ich mir einmal überlegen. Uebermorgen kommt Vater zurück. Und dann — dann glaube ich, daß wir im Herbst zu dritt nach Magdeburg kommen und sehen, was es mit den zweieinhalb Zimmern eigentlich ist. Junge, Junge, wie es Dir dann gehen wird: Drei gegen einen!

Das vorläufig und zur Warnung! Das Ringlein aber kriegst Du nicht wieder. Auch der See kriegt's nicht. Schluß!

Und wenn Du glaubst, Du kriegst jetzt Küsse, dann hast Du Dich geirrt. Aber das Ringlein an meinem Finger, das küsse ich viele, viele Male. Alma."

Sie dachte ein wenig nach: („Fortsetzung folgt") schrieb sie dann glücklich auflachend hin, so wie es sich für einen richtigen Roman gehörte, dessen schönstes Kapitel sie noch lange nicht erlebt hatte.

Sie schloß den Brief, damit er morgen sofort zur Post gegeben werden konnte. Und als sie schließlich einschlafen wollte, flüsterte sie noch einmal selig: „Ach, wenn doch Binchen wäre!" und schlief sanft durch die helle, weiße Nacht bis zum frühen Morgen.

18.

Es waren harte, quälende Tage des Wartens und Suchens für Jürgen Schmeblow und Doktor Bienert in Helsingfors. Der Telegraph spielte nach allen Himmelsrichtungen. So viel konnten sie bald feststellen, daß Olga Denissowa einen Dampfer nicht benutzt, und die finnländische Grenze nirgends überschritten hatte.

Dann eines Morgens klopfte Doktor Bienert aufgeregt an der Zimmertür Jürgen Schmeblows.

„Hallo! Gute Nachricht Schmeblow!" rief er, als dieser die Tür öffnete. „Ich glaube, wir haben sie und das ohne allen tödlichen Schrecken. Ich hoffe, sie lebt."

Er zeigte Jürgen Schmeblow die Uebersetzung einer Depesche, wonach eine Frau, auf die die Beschreibung von Olga Denissowa paßte, bei einer Familie russischer Emigranten in dem kleinen, hübschen finnischen Städtchen Nyslott lebte und auf den Namen Olga Maslowa polizeilich gemeldet war.

„Ihr Mädchenname", sagte Jürgen Schmeblow.

„Also auf nach Nyslott!" rief Doktor Bienert froh. —

Als sie im Zuge auf der langen Fahrt nach Nyslott saßen, kamen Doktor Bienert so allerhand Gedanken. Schließlich, nach einigem Zögern, sagte er: „Schmeblowchen! Bitte, nehmen Sie es einem ehrwürdig-wohlbeleibten Mann, wie ich es bin, nicht übel, wenn er sich noch ein wenig in Ihre Angelegenheiten mischt. Sagen Sie mal, daß es zwischen Ihnen und der lieben Olga so ganz friedlich zugegangen ist, glauben Sie gewiß selbst nicht?"

Jürgen Schmeblow schüttelte mit gezwungenem Lächeln den Kopf.

„Ich glaube nicht zu irren, daß Sie auch ein wenig daran schuld sind, wenn sie uns ausgekniffen ist."

„Doktor, Doktor", bat Jürgen Schmeblow, „ich kann Ihren Ton jetzt nicht ertragen."

„Na schön! Dann kurz und bündig: Wenn wir nun in Nyslott sind, und sie gefunden haben, dann glaube ich, daß es besser sein wird, Sie überlassen mir die ersten Friedensverhandlungen. Ich fürchte, Ihr geratet wieder aneinander, und sie geht uns wieder durch die Lappen."

Jürgen Schmeblow nickte. Ihm war es recht. Er wollte ja nur Gewißheit haben, daß ihr kein Unglück zugestoßen war. Und seine Pflichten riefen schließlich, er mußte an seinem Leben weiterbauen. —

Erst spät in der Nacht kamen sie in Nyslott an. In einem hübschen, kleinen, sauberen Hotel fanden sie Unterkunft. Jürgen Schmeblow fand heute schwer den Schlaf. Die weiße, taghelle finnländische Nacht irritierte ihn. Und die Gedanken quälten: Morgen nun würde er Olga wiedersehen, morgen vielleicht würde der Kampf wieder beginnen.

Er stand auf und schrieb einige freundliche, grüßende Zeilen an Sabine Bollmer, mit der kurzen Nachricht, daß sie Frau Denissowa auf der Spur wären. Erst dieser Gruß und die Gedanken an Sabine Bollmer gaben ihm die Ruhe wieder, so daß er noch gegen Morgen einen kurzen Schlummer fand.

Als Jürgen Schmeblow an diesem Morgen etwas verspätet in dem kleinen sauberen Speisesaal des Hotels zum Frühstück erschien, übergab man ihm einen Zettel von Doktor Bienert. Er war schon in die Stadt gefahren, wie er schrieb, um sich auf der Polizei die Adresse der russischen Familie zu besorgen, bei der Olga Denissowa wohnen sollte.

Jürgen Schmeblow war es recht. Er beschloß zu frühstücken und dann einen Gang durch das wunderhübsche Städtchen zu machen, das so reizend auf einer engen Landbrücke zwischen mehreren großen Seen lag.

Auch Doktor Bienert, als er in der kleinen finnischen Droschke so gemächlich(?) durch die Straßen ratterte, hatte nicht Augen genug für den stillen Reiz dieses Städtchens. Er ärgerte sich schon wieder ganz gewaltig, daß seine Filmleute längst in Berlin saßen und er hier nicht einige reizende landschaftliche Aufnahmen für einen Film machen konnte.

„Und das alles hier hat mir der kleine Ernst Söderblom unterschlagen", murmelte er ingrimmig. „Na warte, mein Blondchen, wenn ich dich einmal wiedersehen sollte!"

Als er seine Blicke so entzückt und doch wieder verärgert umherwandern ließ, da kam ihm auf einmal eine Uebersicht(?), eine russische Bauerndroschke(?), im scharfen Trab entgegen. Er schaute, staunte, schrie auf vor Vergnügen, winkte mit den Armen wie ein Signalmast und rief beiden Kutschern deutsch zu: „Halt — halt!"

Die verstanden zwar durchaus nicht deutsch, aber sie verstanden wohl, was er meinte. Dicht nebeneinander hielten die Droschken. Entzückt sah Doktor Bienert in das blasse, stille Gesicht Olga Denissowas.

Er sprang behende aus seiner Droschke, und in seine komische Uebertreibung verfallend, die doch auf Olga Denissowa so gut wirkte, rief er: „Olga, Ollinka! Sieh doch einer an! Endlich sehe ich dich. Geträumt habe ich heute, daß ich dich treffen würde, Ollinka. Bei der Kartenlegerin bin ich gewesen."

Er schwatzte so in seiner drolligen Art weiter. Mit groß geöffneten Augen sah Olga Denissowa auf ihn herab. Aus den Augen sprach keine Ueberraschung, aus den Augen sprach Angst, grenzenlose Angst.

Aber Doktor Bienert sah nicht die Angst, sah nicht den Schrecken in ihrem Gesicht, er war ja ganz fassungslos vor Freude, sie lebend wiedergefunden zu haben.

Und nun rief er wieder, sein Gesicht in traurige Falten ziehend: Denke nur Ollinka, der arme Schmeblow —"

Er kam nicht weiter. Er wollte ja sagen: „Der arme Schmeblow und ich haben unsere Harfen trauernd an die Weiden gehängt —"

Abwehrend hatte Olga Denissowa die Hand erhoben. Der arme Schmeblow, klang es in ihren Ohren. Auf einmal sah sie wieder den Wald brennen, sah die Stromschnellen, das Boot mit Schmeblow mit den anderen gegen den Felsblock schleudern.

„Fahr zu! Fahr zu!" schrie sie überlaut und stieß dem Kutscher heftig in den Rücken.

Doktor Bienert hatte nur Zeit und Ueberlegung genug zur Seite zu springen, dann sauste der glänzend schwarze Orlofftraber davon. Nur eine leichte Staubwolke hinter sich lassend.

„Zum Kuckuck noch mal!" fluchte Doktor Bienert, sprang in die Droschke, und das arme Rößlein seiner Droschke mußte versuchen, dem Orlofftraber zu folgen.

Es war vergeblich.

„So krieg ich sie nicht", murrte Doktor Bienert wütend. „Was hat sie nur gegen den armen Schmeblow. Aber der darf ihr nicht wieder in die Sicht. Der muß mir fort. Soll er schon zu seinem Binchen ziehen. Anders krieg ich sie überhaupt nicht wieder."

Er ließ wenden und fuhr zur Polizei, um sich die Adresse Olga Denissowas geben zu lassen.

Er bekam die Adresse. Es wurde ihm gesagt, daß Frau Denissowa alias Olga Maslowa draußen, recht weit ab vom eigentlichen Städtchen, in einer kleinen Villa am Ufer des Saimasees bei einem älteren russischen Ehepaar wohne. Doktor Bienert hatte ja wieder das Glück, auf der Polizei auf einen freundlichen Deutschen aus Viborg zu treffen, der ihm alles hübsch verständlich übersetzen und auch dem finnischen Droschkenkutscher den Weg weisen konnte.

Langsam trottete nun das Rößlein mit seiner Droschke und Doktor Bienert wieder durch das langgestreckte Städtchen. Es ging viel, viel zu langsam für den ungeduldigen Doktor Bienert. Er gab dem Kutscher Trinkgeld, zeigte ihm noch mehr Geld und deutete ihm mit Handbewegungen an, daß es schneller gehen sollte. Der Kutscher nickte und hieb auf sein Rößlein.

Der Saimasee zog sich in seiner ganzen Länge neben ihnen hin. Endlich wieder einige Häuser und am Rande des Sees eine kleine bescheidene, aber freundliche Villa aus Holz. Er fragte seinen Kutscher, der nickte, sie waren am Ziel.

Eine verhärmte, ältere, vornehme Dame empfing ihn. Sie schien über sein Kommen gar nicht überrascht zu sein. Und als er sein Anliegen, Frau Denissowa zu sprechen, vortrug, sagte sie in gutem, fehlerfreiem Deutsch, daß Frau Denissowa soeben abgereist wäre. Dann übergab sie ihm einen Brief. Er enthielt nur wenige Worte. Staunend las Doktor Bienert:

„Warum verfolgt ihr mich? Gebt mir doch Ruhe!"

„Aber gnädige Frau", sagte er verblüfft und zeigte ihr den Brief, „ich verfolge Frau Denissowa nicht. Wer spricht von Verfolgung? Da muß hier ein Mißverständnis vorliegen. Meine Reise hierher, meine Suche nach Frau Denissowa hat nur den Zweck, meiner Gesellschaft eine Mitarbeiterin, der Filmkunst eine große Künstlerin zu erhalten."

Es schien, als ob ein neuer Kummer über das verhärmte Gesicht der alten Dame zog. „Frau Denissowa", sagte sie schließlich, „ist das Kind einer Jugendfreundin von mir. Was sie bedrückt, hat sie nicht erzählt. Aber ich glaube, sie suchte Ruhe bei uns vor großem Kummer. Sie war sehr lieb. Aber wenn ich Ihnen und ihr damit helfen kann, will ich gern verraten, daß sie zum Ladogasee wollte, zu dem großen ehrwürdigen Kloster auf einer der Inseln des Sees. Dort wollte sie Frieden suchen."

Doktor Bienert sprang auf und dankte in sausend überschwenglichen Worten. „Ich will ihr folgen, gnädigste Frau", schloß er endlich. „Für ein Klosterleben ist Frau Denissowa nicht geschaffen. Sie hat der Welt noch viel zu geben. Aber wenn sie sich inzwischen bei Ihnen melden sollte, bitte, gnädigste Frau, schreiben Sie ihr, sie möchte Nachricht geben nach Berlin oder besser nach Tuvela bei Tammerfors, bitte. Die Adresse schreibe ich Ihnen sofort auf. Auf dem Gute des Herrn Kiwi(?) sind alle ihre Freunde heil und munter und warten sehnsüchtig auf ein Lebenszeichen von ihr."

Die alte Dame versprach. Wortreich trennte sich endlich Doktor Bienert von ihr, und langsam zog ihn das Rößlein wieder dem Städtchen zu.

Nun hatte er wieder neuen Kummer.

„Wenn sie mir nun womöglich doch in ein Kloster geht!" seufzte er betrübt. —

Bei dem späten Mittagessen in dem kleinen, sauberen Hotel berichtete er Jürgen Schmeblow alles haarklein. Stumm und nachdenklich hörte der zu.

„Und Sie, Schmeblowchen", beendete Bienert schließlich seine Erzählung, „ich glaube, Sie dürfen nun über das Schicksal von Frau Denissowa beruhigt sein. Und dann Schmeblowchen, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich glaube, die frühere Zuneigung von Frau Denissowa zu Ihnen hat dem Gegenteil Platz gemacht!"

Jürgen Schmeblow sah ihn hart und abweisend an.

„Nun, nun, Schmeblowchen", rief Doktor Bienert rasch, „nur nicht gleich beißen! Aber wenn Sie sich vor Ihrer Rückfahrt nach Berlin noch einige Tage auf Tuvela erholen wollten und wenn Sie etwa —" Doktor Bienert reichte ihm mit einer raschen Bewegung beide Hände über den Tisch — „wenn Sie das Binchen sehen sollten, vielleicht schlagen Sie ein bei ihr. Kommen Sie beide zu uns. Mit Ihnen und dem Binchen drücke ich die Ull mitsamt Fritsch und seinem Mädchen an die Wand. Kommen Sie Schmeblow! In zwei Jahren, ich garantiere, haben Sie beide eine Villa im Grunewald und ein Landhaus in Saarow-Pieskow. Und berühmt, berühmt werden Sie werden! Ach!"

Vor Entzücken warf Doktor Bienert einen Fingerkuß in die Luft.

Nachdenklich, aber mit halbem Ohr hörte Jürgen Schmeblow was Doktor Bienert sprach. Er nickte zerstreut mit dem Kopf. Doktor Bienert nahm es froh für eine Bejahung. Aus seinen vielen Worten hatte Jürgen Schmeblow aber nur das herausgehört: Olga wollte in ein Kloster gehen, um dort Frieden zu suchen. Dann — dann gab es auch für ihn Ruhe, endlich Ruhe.

(Schluß folgt am Samstag, den 15. Oktober.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg